



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Dukmeyer, Friedrich: Peter der Große und die Jesuiten

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

sollte. Und eine weitere Ehrung wurde am 3. Juni 1814 angeordnet, an welchem Tage nämlich die Fahnen und Standarten derjenigen Truppenteile, die vor dem Feinde gestanden hatten, das eiserne Kreuz in die Spitze erhielten; gleichzeitig erhielten es übrigens Blücher und Hardenberg, die in den Fürstenstand erhoben wurden, in ihre neu blasonierten Wappen.

Am 19. Juli 1870, als eben der Krieg mit Frankreich ausgebrochen war, wurde das eiserne Kreuz dann erneuert; es sollte auch nun wieder in zwei Klassen und als Großkreuz zur Verleihung kommen, und es unterschied sich auch in der Form nur wenig von dem der Befreiungskriege, insofern nämlich nur, als die damals glatte Vorderseite nun ein „W.“ mit der Krone, darunter die Jahreszahl 1870, erhielt. Die Zahl derjenigen, die im Kriege 1870/71 diese Auszeichnung erhalten haben, ist natürlich größer als im Befreiungskriege. Doch ist es auch jetzt für alle ein Ansporn gewesen, Hervorragendes zu leisten, und sind auch jetzt die mit dem eisernen Kreuze Ausgezeichneten allgemeiner Hochachtung begegnet.



## Peter der Große und die Jesuiten

Von Friedrich Dufmeyer in Potsdam



os autem imus gaudentes“ — so schrieb der Jesuitenpater David in einem Berichte über die Umwälzung in Moskau und über die plötzliche Vertreibung der Väter der Gesellschaft Jesu: „Wir aber gehen freudig, dieweil wir für würdig befunden sind, für den Namen Jesu Schande zu erleiden.“ Am 12. Oktober 1689 war es den beiden Missionaren des römisch-deutschen Kaisers, den Jesuitenvätern Georg David und Tobias Tichanowski, feierlich eröffnet worden, daß der allrussische Patriarch die zarischen Majestäten inständig gebeten habe, die Jesuiten nicht länger in Moskau zu dulden. Nach einer ihnen huldvoll gewährten Frist von zwei Tagen sollten die beiden Patres auf zarischem Gefährte unter militärischer Bedeckung von dannen ziehen.

Die Katholiken begegneten seit Menschengedenken in Moskau mißgünstiger Einschränkung. Der Abgesandte Kaiser Maximilians, Freiherr von Herberstein, der 1517 nach Moskau kam, berichtet in seinem berühmten Rejsewerke, daß die Russen die Päpste und die römischen Katholiken für Schismatiker halten und ärger als die Tataren hassen. Adam Olearius, der 1633 und 1635 mit der Gesandtschaft des Herzogs von Holstein nach Moskowien und nach Persien reiste,

schreibt in seiner „Oft bekehrten Orientalischen Reise“: „Die Muskowiter können sonst allerhand Nationen und Religionen wohl bei sich dulden, ausgenommen Juden und Papisten, welche sie nicht gerne hören noch sehen mögen. Die Lutheraner aber und die Calvinisten sind bei ihnen wohl gelitten.“

Eine Wendung zugunsten der Katholiken vollzog sich nach dem Tode des Zaren Alexis, als sein Sohn Feodor, Peters des Großen ältester Bruder, den Thron bestieg. Er war mit einer Polin verheiratet und versprach den Katholiken Kirchen und Schulen zu errichten. Nach seinem frühen Tode brachte die Regentschaft der Prinzessin Sophie, Peters Schwester, den Katholiken bedeutenden Gewinn. Der Günstling Sophiens, Fürst Basil Golizyn, leitete Rußland in die Bahnen einer höheren Kultur. Während Sophiens Regierung konnte Kaiser Leopold mit Ernst und Nachdruck für die Katholiken in Moskau eintreten. Den eifrigsten Förderer seiner Herzenssache fand er dort in dem katholischen Schotten General Patrick Gordon. Dieser genöß die Gunst Golizyns, und ihm vor allen ist es zuzuschreiben, daß katholische Priester und Jesuiten in Moskau zugelassen wurden.

Aber schon im Jahre 1689 hatte die Freude ein Ende. Es war ein in vieler Beziehung denkwürdiges Jahr für Moskau: es brachte den Sturz der Regentschaft Sophiens, Basil Golizyns Verbannung, den Sieg des tatkräftigen jungen Zaren Peter, den Katholiken die Ausweisung der Jesuitenväter. Der katholische Gordon wurde unmerklich von dem Genfer Lefort beiseite geschoben. Nun umklammerten die Protestanten den jungen Selbstherrscher mit einem festen Ringe. Zar Peter verlangte von seinen Russen, daß sie bei den Protestanten in die Schule gehen sollten. Vergeblich wehrte sich die altrussische Partei dagegen. Die Protestanten nützten den rechten Augenblick und ernteten die Saat. Die Katholiken wandten sich hilflos an den deutschen Kaiser, und im April 1691 traf der kaiserliche Internuntius Kurz von Wien in Moskau ein, um mit allen Mitteln der Überredungskunst die Zurückberufung der Jesuiten nach Rußland durchzusetzen. Es wurde ihm von der moskowitzischen Regierung erklärt, man wolle keine Jesuiten wieder in Moskau zulassen, und erst nach langwierigen Unterhandlungen erhielten die Katholiken von Moskau zwei Priester zugestanden. Der Internuntius lehrte, mit dem Erfolge seiner Sendung zufrieden, nach Wien zurück und entsandte von dort seinen Stiefsohn Otto Pleyer nach Moskau, mit diesem reisten zwei weltliche Priester von der Olmüzer Diözese. Im November 1692 trafen die drei in Moskau glücklich ein, und die beiden Geistlichen, Löffler und Jarosch, machten sich rüstig an ihr Werk. Doch mißfiel es ihnen in dem barbarischen Lande und sehnsüchtig erwarteten sie den Tag ihrer Abberufung zur Rückkehr in die Heimat.

Anderß der junge Pleyer. Er fühlte sich wohl im Getriebe der alten Zarenstadt. Der Kaiser empfahl ihn dem zarischen Schutze; er sollte in einigen Jahren die russische Sprache erlernen, um sich dann in Wien als Übersetzer nützlich zu erweisen. Die moskowitzische Regierung schrieb — nicht eben höflich — Pleyer vor, daß er in der Sloboda, d. i. in der deutschen Vorstadt, verborgen

leben und sich nicht an Orten, wo er nichts zu suchen habe, herumtreiben sollte. Zwischen Pleyer und den Priestern, seinen Reisegefährten, entspannen sich von Anfang an Reibereien und Streitigkeiten, und General Gordon hatte seine liebe Not, nach allen Seiten zu beschwichtigen und die Gegensätze auszugleichen. Der strebsame junge Mann verstand jedoch, durch ausführliche Erzählungen oder Berichte über die Zustände und Ereignisse in Moskau, sich beim Kaiser und bei den kaiserlichen Ministern in Gunst zu setzen, ja unentbehrlich zu machen, so blieb er nicht bloß einige Jahre, sondern ein ganzes Menschenalter in dem fremdartigen Lande und wurde Zeuge der Umwälzungen, die aus dem mißachteten Moskowien das gefürchtete neue Rußland machten.

Im Januar 1697 wurde in Wien zwischen dem Kaiser, dem Zaren und der Republik Venedig ein Offensivbündnis gegen den Sultan abgeschlossen. Polen gehörte durch bestehende Verträge zu dem Bunde. Im Frühjahr 1698 begab sich der Freiherr von Guarient mit großem Gefolge als kaiserlicher Abgesandter nach Moskau, wo er länger als ein Jahr verblieb. Er sollte dem Kaiser über die Fortschritte der moskowitzischen Waffen gegen die Muselmanen berichten. Im Jahre 1696 hatten die Russen die türkisch-tatarische Festung Aſow erobert, und durch diese glückliche Waffentat hatte sich „der tapfere Moskowiter Zar Peter“ mit einem Schlage in Europa berühmt und beliebt gemacht. Ein Süddeutscher, Aeytelmeier, prophezeite und erwies „wie unschwer dem Zaren es sei, Konstantinopel, den Sitz und Thron des Türkischen Reichs zu erobern: dahero viele Türken in der Furcht und Mutmaßung leben, Moskau werde derjenige sein, welcher dero Regierung soll den Hals brechen.“ Dazu kam die staunenerregende Reise des jungen Zaren Peter nach Westeuropa, die er im Jahre 1697 unter der Führung Leforts antrat. Von Wien wollte er sich nach Italien begeben. Kurz vorher hatte der General und Bojar Boris Scheremetjew dem greisen Papste Innocenz dem Zwölften seine Verehrung dargebracht; er hatte seinen Weg nach der Insel Malta fortgesetzt, wo er von dem Großmeister der Malteserritter mit dem Ordenskreuze ausgezeichnet wurde, „welches sonst allda niemand, als denen, so der Römischen Kirche zugethan sind, gegeben wird.“ Das rief in Europa allgemeine Bewunderung hervor, und man mutmaßte, „daß vielleicht eine Vereinigung beider Kirchen, der Lateinischen und Griechischen obhanden, oder allbereits geschehen sei, und der Zar das Orientalische Kaiserthum, dazu aber heimlich die Beförderung und den Konsens des Papstes suche.“

Doch nicht bloß im Volke ging hiervon die Rede. Kaiser und Papst gaben sich der gleichen Hoffnung hin. Beseelt von dem einen heißen Wunsche der Wiedervereinigung der beiden Kirchen, übersehen die katholischen Würdenträger, daß Rußlands Hinaustrreten nach Europa vor allem durch materiell-kulturelle, auch politische Beweggründe, aber keineswegs, wie sie meinten, durch geistig-religiöse veranlaßt wurde. Der kaiserliche Gesandte in Moskau, Guarient, sah die Hindernisse, die sich dort der Ausbreitung des Katholizismus entgegen-

türnten und erkannte den unauslöschlichen Haß gegen Rom. Er berichtete dem Kaiser, daß die Audienz des Bojaren Scheremetjew beim Papste seiner Gemahlin in Moskau ununterbrechliches Weinen verursacht, und der Bojar selbst den allgemeinen Fluch seiner Familie wie des ganzen russischen Volkes auf sich geladen habe. Ja, der Aufruhr der Strelizen und der Zug der rebellischen Regimenter von der polnischen Grenze gegen Moskau war durch die Gerüchte von dem Versuche einer Vereinigung der Kirchen mit veranlaßt worden.

Guarient hatte vom Kaiser den geheimen Auftrag erhalten, sich um die Wiedereinführung der Jesuiten in Moskau alle Mühe zu geben, doch vorsichtig, daß nicht die katholische Sache selbst Schaden litte. Denn der Kaiser war überzeugt, daß die Patres Societatis sowohl in Religionsfachen erspriechlichere Dienste tun, als auch die Jugend besser unterrichten konnten als andere, zugleich ließ er versichern, daß er nur solche Leute hinschicken würde, die einen erbaulichen Wandel führen und sich in Staatsfachen nicht einmischen. Guarient war denn auch von zwei angeblichen Weltpriestern, in Wirklichkeit Jesuitenvätern, begleitet. Sie hießen Johannes Verula und Johannes Milan, der sich aber Franz Emiliani nannte. Nicht so sehr in den griechisch-katholischen Priestern, weit mehr in dem Kalvinisten Lefort, dem nächsten Freunde des Zaren, erblickten die Jesuiten den gefährlichsten eingefleischten Feind der katholischen Sache, denn er nahm den Zaren durch seine beständigen Einflüsterungen gegen sie ein und suchte ihnen durch Briefe, die er auf ihren Namen erfand und fälschte, zu schaden. Aber Lefort starb unerwartet schnell nach einem Trinkgelage im März 1699, und die Berichte der Jesuiten lassen seinen Tod als sichtbares Eingreifen Gottes zugunsten der bedrängten und bedrohten katholischen Kirche erscheinen.

Gegen Ende desselben Jahres starb auch General Patrick Gordon, und die katholische Gemeinde fühlte sich verwaißt, ihrer Stütze beraubt. Denn nach dem römischen Kaiser war sie niemand mehr verpflichtet als Gordon. Zar Peter ehrte ihn so hoch, daß er ihn Vater nannte. Mit Pater Emiliani stand er am Sterbebette des alten Helden, er stellte mit einem Spiegelglaste fest, daß er ausgeatmet hatte, schloß dem toten Freunde die Augen, küßte ihn mit tränen-erfüllten Augen und verließ schweigend das Zimmer. „Er wäre der ausgezeichnetste Fürst,“ ruft Emiliani begeistert aus, der über den Vorgang berichtet, „und uns sehr wohl gesinnt, wenn ihn nicht so viele giftige Ohrenbläser umständen, die auf jede Art unser Bestes verhindern.“

Die allgemeine Stimmung war und blieb gegen die Jesuiten. Klagen sie doch selber: „Es ist nicht zu sagen und ungläublich, wie schlechter Meinung die Moskowiter von den Jesuiten sind, sie erzählen von ihnen, daß sie immerdar Aufruhr und Verwirrung anstiften. Ja, die Russen sind fest überzeugt, daß die Jesuiten hundert Ellen durch die feste Erde sehen können, so daß sie solche Argüsse nicht unter sich leiden wollen, die sich in alle Angelegenheiten einmischen.“

Sie waren den Russen unheimlich. Keine gemeinsame Schwäche brachte sie zusammen. Die Jesuiten schimpften und fluchten nicht, sie betranken sich nicht,

der Frauen sinnliche Reize betörten sie nicht, sie betrogen sich immer anständig und gefittet, ruhig und gemessen, ganz anders wie die Moskowiter. Durch ihre Tüchtigkeit, ihren makellosen Wandel, ihre selbstlose Hingabe an die Idee, die ihr ganzes Dasein und darüber hinaus erfüllte, gewannen aber die Jesuiten in Moskau allmählich, trotz aller Vorurteile, dennoch dauernd festen Boden.

Mit dem Anfang des neuen Jahrhunderts kam für die Katholiken, insbesondere für die Jesuiten in Moskau, eine bessere Zeit. Im September 1700 war der Patriarch Adrian hochbetagt gestorben. Ihn hatten die Jesuiten nicht zu fürchten gebraucht. Dieser fromme Kirchenfürst war einfältig von Gemüt, und von dem jungen Zaren Peter hatte er manche harte Zurechtweisung hinnehmen müssen. „Sein Leben besteht darin,“ schreibt kurz vor seinem Tode P. Emiliani von ihm, „zu schlafen, zu essen und Branntwein zu trinken.“ So schlummerte der Patriarch Adrian, vom geliebten Wodki in den Schlaf gewiegt, gesättigt ins Jenseits hinüber. Er war der letzte Patriarch von Rußland. Zar Peter erachtete es nicht für notwendig, ihm einen Nachfolger aus der Zahl jener Erzbischöfe und Erzäbte zu geben, die er oft genug als Esel bezeichnet hatte. Er ernannte zum Verweser des Patriarchats Stephan Saworskij, der in Wilna studiert hatte, Professor der Theologie in Kiew gewesen war und sich für einen Unierten ausgab. Wenn er auch den Jesuiten nicht das brachte, was sie von ihm wünschten, so konnten sie dennoch mit dem neuen Manne zufrieden sein. Einen wirklichen Gönner erhielten sie in dem Bojaren Muffin Puschkin, dem Leiter der neu geschaffenen Klosterbehörde. P. Emiliani hoffte nun wegen seiner mathematischen und physikalischen Kenntnisse durch Puschkins Fürsprache dem Zaren unentbehrlich zu werden. „Gott möge ihn segnen!“ — schreibt Emiliani 1703 von Puschkin: „Ich habe immer in ihm mehr als einen Vater erkannt, der uns stets beschützt und bei jeder Gelegenheit für unsern Ruf aufs schärfste streitet. O wunderbarer Gott! und das ist der Oheim des Patriarchen Joachim, der unser heftigster Feind war, und der unsere Väter aus Moskau (1689) vertrieb. Und siehe da, so hat denn Gott, als alle unsere Säulen dahin waren (denn gestorben sind Gordon und die andern), Säulen errichtet, wo wir am wenigsten darauf gehofft hatten.“

Zar Peter selber stellte sich damals über die Streitigkeiten der Konfessionen: den 16. April 1702 hatte er durch seinen Kommissar, den livländischen Edelmann Patkul, in Deutschland ein Toleranzedikt veröffentlichen lassen, in dem er das freie exercitium religionis von neuem bestätigte, „solchergestalt, daß Wir, bei der Uns von dem Allerhöchsten verliehenen Gewalt, Uns keines Zwanges über die Gewissen der Menschen anmaßen, und gern zulassen, daß ein jeder Christ auf seine eigene Verantwortung sich die Sorge seiner Seligkeit lasse angelegen sein.“

Es war den Jesuitenvätern gelungen, mit der Erziehung der Kinder der vornehmen Russen betraut zu werden. Doch hierbei mußten sie von dem Zugang ungeeigneter Katholiken eine Gefährdung ihrer fruchtbaren Tätigkeit befürchten. Deshalb wollen sie von der Absendung von Mönchen nach Moskau nichts wissen,

ihr Ungeschick und ihre Unvorsichtigkeit verderbe alles wieder. Die Jesuiten selbst konnten die schönsten Erfolge verzeichnen. Ihre Behausung wurde ihnen schon im Jahre 1702 für die vielen Fürsten und Vornehmen zu enge. Sie mußten um einen Geldzuschuß aus Wien bitten, um durch einen Bau die Schlafräume zu vergrößern, denn die Söhne der Großen wurden ihnen nicht allein zur Information, sondern auch in Wohnung und Kost gegeben. Die Jesuitenväter verstanden den russischen hohen Adel besonders dadurch zu gewinnen, daß sie die Knaben und Jünglinge kleine Theaterstücke aufführen ließen, auch Lustspiele; und da solches bisher in Moskau nie gesehen war, so erlangten sie hiermit die Bewunderung der vornehmen Welt.

Freilich wurde bald ein Keil in das Gefüge der Jesuitenschule getrieben. Im Jahre 1702 war in Livland der lutherische Propst Glück mit seiner Familie und Bedienung (zu der auch die spätere Kaiserin Katharina gehörte) in russische Gefangenschaft geraten und dann nach Moskau gebracht worden. Propst Glück, in Wettin bei Magdeburg geboren, war ein sehr geschickter und unterrichteter Mann, dazu der russischen Sprache mächtig. Der preussische Resident in Moskau, Freiherr von Kayserling, verwandte sich für Glück, der sich bereits bei den moskowitzischen Großen wohl einzuführen verstanden hatte, beim Zaren. „Und da S. Zarische Majestät,“ berichtet Kayserling, „sonderdem eine große Aversion vor die Jesuiten (welche der großen Herren Kinder durch fleißige Information ziemlich an sich gezogen hatten) führen, so ist dem Praeposito Glück angetragen worden, eine Akademie vor hiesige Jugend, da sie in der lateinischen, deutschen und andern Sprachen, auch sonst in nöthigen Wissenschaften informirt werden könnten, zu stiften.“ Glück wurde zu dem Zweck ein bequemes großes Haus in der deutschen Sloboda eingeräumt, und er begann sein heilsames Werk. Er starb jedoch schon 1705; nun führten seine Professoren die Schule fort. Späterhin machten sich auch die vielen kriegsgefangenen schwedischen Offiziere in Moskau mit gutem Glück an die Erziehung der vornehmen russischen Kinder.

Zimmerhin konnte der Reichsfürst Menschikow als Plenipotentarius des Zaren dem Papste Clemens dem Elften im Jahre 1706 mitteilen, daß in Folge der neulichen Eingabe Kaiser Josefs des Ersten beim Zaren durch den Jesuitenvater Elias Broggio, missionis Moscoviae procuratorem, jetzt von Sr. Zarischen Majestät nicht nur das freie Exerzitium des römisch-orthodoxen Glaubens in der Stadt Moskau bestätigt worden sei, sondern auch gestattet werde, das so überaus blühend begonnene Werk des Unterrichtes der vornehmen russischen Jugend fortzusetzen, dazu ein Gymnasium zu errichten und eine steinerne Kirche zu erbauen; auch öffne der Zar den römischen Missionaren alle Länder und Gegenden Moskowiens, die ihnen bisher verschlossen waren, damit sie sich um so sicherer und auf abgekürztem Wege, von der Zarischen Macht unterstützt, in das entfernte Reich der Chinesen begeben könnten.

Trotz alledem bestand bei Peter dem Großen eine ausgesprochene Abneigung gegen die katholische Kirche, die wenigstens zum Teil in der Feindseligkeit den

katholischen Polen gegenüber, die von Kind auf in ihm geweckt worden war, wurzelte und durch die gefährlichen politischen Wirrnisse, die er als Zar zu überwinden hatte, gefestigt wurde. Der Zar pflegte zu sagen, der König von Polen — August der Starke — sei sein lieber Bruder, aber die Polen wären nicht des Teufels wert. Diese Gesinnung beleuchtet der traurige Vorfall von Polozk am 11. Juli 1705, von dem der preußische Gesandte Kayserling aus Wilna nach Berlin als „von einer abermaligen lustigen Passage aus des Zaren Lebenslauf“ berichtet. Der Zar habe in seiner Suite einen gewissen Fürsten Schachowskoj, der zwar die Anzahl der Hofnarren vermehre, von Natur aber ein boshafter, durchtriebener Schelm sei. Dieser sei in Polozk (in Litauen, damals polnischem Gebiet), als der Zar dort anwesend war, in ein Kloster Ordinis S. Basilii zu russischen Pfaffen gekommen, die, wie fast alle unter polnischer Jurisdiktion stehenden Russen, vor geraumer Zeit von der rechten griechisch-moskowitzischen Religion in vielen Stücken abgewichen waren und sich der römischen Kirche darin, daß sie den Papst für das sichtbare Haupt der Kirche anerkannt, konform gemacht hatten, und daher auch Unierte genannt wurden. Dasselbst habe sich der Fürst zu saufen geben lassen und mit den Pfaffen zu disputieren angefangen, und seine Argumente mit der Faust zu behaupten sich unterstanden, was die Pfaffen, solchen Traktaments in ihrem Kloster nicht gewohnt, mit guten Stößen beantwortet und den Fürsten wohl zerschlagen von sich gelassen haben. Der Fürst habe darüber vor dem Zaren Klage geführt, und dieser habe sich sofort in Begleitung des Favoriten Menschikow und einiger Bedienten zu den Pfaffen ins Kloster begeben und sie in ihrer Kirche vor dem Altar angetroffen. Der Zar habe sie hart angefahren und befragt, was sie für einen Gottesdienst hätten und welche Heiligen sie verehrten. Wie ihm nun der Vornehmste darauf antworten wollte, habe der Zar ihn bei den Haaren erwischt und ihm mit dem bloßen Degen den Kopf glatt hinweggehauen. Der Favorit habe denn aus Complaisance gegen seinen Herrn einem anderen Pfaffen den Degen in den Leib gestochen, einen dritten habe des Zaren großer Hund ergriffen und zu Tode gebissen. Dann seien alle Bilder in der Kirche zerhauen und den anderen Tag noch zwei von diesen Geistlichen aufgehängt worden. — Etwa einen Monat später schreibt der Jesuitenpater Elias Broggio aus dem russischen Kriegslager in Wilna über das unheilvolle Ereignis von Polozk und bemerkt dazu: „Es pflegt zwar der Zar oft zu sagen, er wüßte, er könnte eines und desselben Glaubens sein mit den Römischen, doch wird daran eine wunderbare und unmögliche Bedingung gestellt. Lachen mußte ich neulich, als ich in den hier in Wilna gedruckten neuesten Zeitungen las, in Rom sei vor dem Papste ein Vorschlag gemacht worden, in dem das Verlangen des Moskowitzers nach einer Union mit den Römischen in den Mittelpunkt gerückt sei. Doch wer von diesen Zuständen Kenntnis hat, der ist anderer Meinung.“

Viele Jahre noch konnten die Jesuiten geschützt in Rußland wirken, da kam durch Pleyer das Verderben über sie. Diesem war es 1711 gelungen,

kaiserlicher Resident in Moskau zu werden. Mit den anderen Gesandten siedelte er dann nach St. Petersburg über, das sich Zar Peter zur ständigen Residenz erwählt hatte. Hier ereilte ihn sein Mißgeschick. Pleyer knüpfte unvorsichtiger Weise Verbindungen mit dem unglücklichen Kronprinzen Alexis an, der mit Kaiser Karl dem Sechsten verschwägert war. Nach dem Tode Alexis sah sich der Kaiser vom Zaren genötigt, Pleyer im Jahre 1719 abzu berufen. Er ernannte an seine Stelle keinen neuen Residenten, sondern befahl, daß der russische Resident zu Wien und der russische Agent zu Breslau stehenden Fußes das Land räumen sollten. Nun griff Zar Peter zu Repressalien. Auf Empfehlung des kaiserlichen Hofes hielten sich Jesuiten in St. Petersburg, in Moskau und in Archangelsk auf. Durch öffentlichen Anschlag wurde nun im Mai 1719 von Seiner Zarischen Majestät „den Jesuiten innerhalb vier Tagen nach geschēhener Instmuation das Russische Reich zu quittieren, ernstlich anbefohlen, indem derselben gefährliche Machinationes und wie gerne sie sich in politische Händel mischen, der Welt satfam bekannt wären.“



## Briefe aus Trebeldorf

Don Karl Krickeberg

(Sechste Fortsetzung)

Trebeldorf, den 3. Januar 19 . .

Lieber Gung,

das ist wider die Abrede. Alles Konventionelle sollte zwischen uns unterbleiben; und nun schickst Du mir einen Neujahrswunsch, der in seinen geraden, korrekten Buchstaben und wohlgesetzten Worten so feierlich dasteht, als gelte er einem Deiner hohen Borgesezten.

Ich vergebe Dir diese Sünde nur um deswillen, weil sie weiter nichts ist als der Anfang eines im übrigen langen, beredten und warmen Briefes von Dir. Und wie mich das stolz macht, daß auch Deine Braut ein paar so herz erfreuende Zeilen drangehängt hat, daß sie an allen meinen kleinen Leiden und Freuden einen so lebhaften Anteil nimmt, daß sie beteuert, ich werde auch ihr Freund sein, und daß sie den Wunsch ausspricht, mich möglichst bald von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen.

Und nun erst Guer Bild! — Das war noch eine besondere große Freude. Da habe ich Dich vor mir in dem ganzen treuen äußeren Abdruck Deines inneren Menschen. Du wirfst aber nicht eifersüchtig sein, wenn ich Dir offen